

Kapitel 10

Malte befreite sich grob aus Theodors Griff und wich zurück. Für einen Moment stand Theodor verloren da, umgeben von nichts als Schwärze. Von dem Treiben in der Kammer drang kein Laut zu ihm; er hörte nur sein eigenes schnappendes Atmen. Er streckte die Hand aus, fühlte aber weder Tür noch Wand. »Malte?«

»Ich bin hier.« Malte klang nicht zornig. Seine Hand ergriff Theodors.

»Was sollen wir jetzt tun?«, fragte Theodor.

Vor ihnen im Nichts sprang eine Lichtfläche an, ein unruhig flackerndes Rechteck in einem sternenlosen Weltenraum.

»Den Ausgang suchen«, sagte Malte. Er zog Theodor mit sich.

Das Lichtrechteck war eine türgroße Öffnung, ausgestanzt aus dem umgebenden Schwarz. Hindurch sahen sie einen Wohnhausflur mit weißen Wänden und blauem Teppich. Das unstete Licht kam aus einer offenstehenden Tür am Ende des Flures. Malte, den Dolch gezückt, ließ Theodor los. Sie betraten den Flur.

Hinter der offenstehenden Tür befand sich ein kahles Zimmer, in dem ein alter Röhrenfernseher mit gerippter Holzverkleidung weißes Rauschen an die Wände warf. Auf der anderen Seite des Zimmers führte eine Treppe abwärts. Theodor spürte den Drang, hinabzusteigen, etwas zog ihn regelrecht zu den Stufen.

Auch Malte schien es zu spüren. »Ich glaube, wir müssen dort hinunter«, sagte er.

Unten lag ein kleiner Kellerraum aus rauem Beton, spärlich vom Treppenaufgang her beleuchtet. In einer Wand saß eine splitterige Brettertür mit rostigen Langbändern und einem zernagten Türing. Malte zog die Tür auf; knatschend schwang sie ihm entgegen. Mit dem Dolch voran trat er hindurch, Theodor folgte ihm.

Sie betraten eine Kammer, und alles an dieser Kammer war seltsam. Sie war eng und hoch, und in ihrer Mitte saß über ein riesiges Schreibpult gebeugt ein langer, dürrer Herr. Er musste an die vier Meter messen oder gar fünf, und er sah aus wie ein vergessener König. Sein ausgemergelter Körper steckte in einem weiten, ausgebleichten Gewand, und auf seinem eingefallenen Kopf mit spinnwebenen Haarresten ruhte eine verbogene Krone. Der König saß gekrümmt, denn die Kammer war ihm zu eng wie ein schlecht sitzender Schuh und zu schmal für das Mobiliar. Die Decke, wengleich Theodor sie nicht erreicht hätte, selbst wenn er auf Maltes Schultern geklettert wäre, war für den König so niedrig, dass sie seinen Kopf hinabdrückte. Seine Stuhllehne kratzte an der einen Wand, das Schreibpult drückte an die gegenüberliegende, wobei es seine vordere Kante in des Königs dürrer Bauch bohrte.

Der König, eingezwängt zwischen Pult und Stuhl, bekritzelte in fiebrigem Eifer mit einer Feder einen Bogen Papier. Die Hand, die die Feder führte, zitterte vor Aufregung und war übersät mit aufgeplatzten Blasen. Die Augen des Königs jagten wild über die Zeilen. Abwechselnd leckte er sich die rissigen Lippen und flüsterte angeregt vor sich hin, sein Flüstern so kratzig wie die Feder auf dem Papier. Seine ausgemergelten Kiefer mahlten, seine Schläfen blähten sich, und seine Augen drohten aus den Höhlen zu ploppen. Kaum war die Feder am Ende des Blattes angelangt, fegte der König das Papier vom Tisch. Der Boden war bereits übersät mit vollgeschriebenen Blättern. Der König tunkte seine Feder in ein Tintenfässchen und fiel über das nächste Blatt her.

Er drehte den Kopf seinen beiden Besuchern zu, während seine Hand mechanisch weiterschrieb. Theodor überlief ein Schaudern, als er den irrsinnigen Ausdruck in dessen Augen sah. Er musste sehr alt sein, und das schon seit einer langen Zeit. Dann schraubte der König den Kopf zurück zu seinem Papier.

Am gegenüberliegenden Ende der Kammer, zwischen den Tischbeinen hindurch, sah Theodor eine weitere Bretttertür.

»Ich fürchte, uns bleibt nur dieser Weg«, sagte Malte.

Theodor nickte stumm. Er wollte so schnell wie möglich fort von dieser Kammer, umdrehen, fort von diesem König. Doch zur gegenüberliegenden Tür zog's ihn wieder wie von unsichtbarer Hand.

Sie wateten los.

Mühselig war der Weg unter dem Pult hindurch. Die bekritzelten, am Boden verstreuten Bögen waren für sie so groß wie Bettdecken und lagen geschichtet bis über die Knie. Immer wieder rutschten sie aus und stürzten. Theodor konnte die wirre Schrift auf den Bögen nicht entziffern, doch er sah, dass sich die Tinte mit Blut gemischt hatte, wo des Königs Finger das Papier berührt hatten. Dunkelrote Abdrücke klebten überall und verschmierten die Zeilen.

Unter dem Pult, wo die Beine des Königs dürr und nackt unter der Robe hervorlugten, ehe sie von den Knöcheln abwärts im Papier verschwanden, stank es wie eine eiternde Wunde.

Theodor versuchte, sich von dem Ekel abzulenken, der ihn unter dem Tisch befiel. Was wohl die Geschichte dieses Königs war? Wem mochten seine Briefe gelten, und was hatte er verbrochen, dass die Wirrwege ihn in diese Kammer pferchten? Theodor dachte an die Panik zurück, die er erst vor wenigen Minuten in dem engen Treppenhaus durchlebt hatte. Wäre er selbst zu einem Leben in dieser Gedrungenheit verdammt, es käme ihm einer Erlösung gleich, dem Wahnsinn zu verfallen.

War der Wirt nun zu Ähnlichem verdammt? Lebte er überhaupt noch? Theodor fuhr ein Stechen durch seinen Bauch, als ihm be-

wusstwurde, dass sie allein und führerlos waren in einem Labyrinth, das mit Schicksalen wie diesem aufwartete. Der Tod wäre mit Sicherheit das gnädigere Übel.

Vorausgesetzt, dass sie es aus den Wirtwegen hinaus schafften, war das einzige, was zu tun blieb, diese Eels zu finden. Wie sie wohl sein mochte? Bisher hatte er sich, warum auch immer, eine ältere, nette Dame vorgestellt. Doch nachdem er die Grubenmänner und diesen siechenden König gesehen hatte, war er sich dessen nicht mehr sicher.

Wie auch immer sie sich zeigen mochte – irgendwo in dieser bizarren Welt gab es jemanden, der ihnen helfen würde. Dieser Gedanke tröstete Theodor ein wenig, während er unter dem Schreibtisch hinwegkletterte, wo es nach Wunde und Eiter stank und Blut und Tinte sich mischten.

Schließlich kamen sie auf der anderen Seite des Pultes heraus und erreichten die Tür am Ende der Kammer. Hinter ihnen ertönte ein kehliges Knarzen, als würde ein schweres Tor aufgeschoben. Sie schauten zurück und sahen, dass der König sie anstarrte. Langsam öffnete er seinen Mund, was seit einer langen Zeit nicht mehr geschehen sein mochte; gelbe, klebrige Spuckefäden zogen sich auseinander und platzten. Der König stieß einen Schrei aus, so laut und schrill, als erbräche er puren Wahnsinn. Er ruckte und rüttelte und versuchte, sich aus seiner Klemme zu lösen, doch Pult, Stuhl und Decke hielten ihn fest wie eine Schraubzwinge. Da nahm er seine Feder und kratzte sie über sein Gesicht. Ihre Spitze zerriss ihm die Haut, Blut trat hervor, und der alte König zer-schrieb sich sein ausgemergeltes, jammervolles Gesicht.

Schnell eilten Theodor und Malte durch die splittige Brettertür und schlugen sie von der anderen Seite zu. Sie wandten sich um. Sie erstarrten.

Sie befanden sich in einem Raum wie eben jenem, in dem sie vom Wirt getrennt worden waren. Vermutlich war's sogar derselbe, denn auch hier tummelte sich der dunkle, rußige Qualm. Nur hatte er sich in die Winkel zurückgezogen. Die Flucht zur anderen Seite war frei. In der dortigen Wand erkannte Theodor als einzigen Ausgang einen engen Spalt.

Für einen Augenblick war alles ruhig. Der Qualm waberte in den Ecken, und alle Blicke darin waren auf Theodor und Malte gerichtet. Dann zerbrach ein irrer Schrei aus der Königskammer hinter ihnen die Stille, und die Dunkelhölle brach los. Donnerschläge brandeten auf, und mit irrem Fauchen stürzte der Qualm auf Theodor und Malte zu wie ein giftiger Wirbelsturm.

»Lauf!«, brüllte Malte und stürmte los. Theodor jagte ihm hinterher. Gewaltige Wolken aus tiefschwarzem Rauch brodelten hervor und rollten auf sie zu. Die Fratzen kreischten und johlten, zischten und keiften. Theodor rannte schneller, als er je zuvor in seinem Leben gerannt war, angetrieben von blanker, brennender Panik. Der Qualm wuchs und schloss sich um sie, nur ein schmaler Streifen war noch frei, durch den sie ans Ende des Raumes hetzten. Er wurde immer schmaler.

Malte hackte blind mit seinem Dolch, und wo die Klinge den Rauch traf, zischte es. Doch die Schatten wichen nicht zurück, sie drängten weiter auf Theodor und Malte ein.

Nur noch wenige Meter trennten sie von der Öffnung, die gezackt und funkelnd wie eine Scherbe aus geschliffenem Obsidian in der Mauer saß. Theodor fühlte giftigen Atem gegen seine Wangen prusten, sah, wie sich die Fratzen über Maltes Kopf hinabreckten und nach ihm schnappten. Der freie Korridor schmolz dahin, nur noch ein winziger Pfad war frei, kaum breiter als der Bruch in der Wand vor ihnen. Der Qualm drohte sie zu verschlucken.

Alle Sehnen in Theodors Beinen waren zum Bersten gespannt, die Muskeln verhärtet und verkeilt, Herz und Lunge drohten zu platzen. Sie hatten den Ausgang fast erreicht! Da schnellte neben Maltes Kopf eine Fratze hervor. Sie schoss aus dem Qualm wie das Maul einer Schnappschildkröte und biss ihm in die Wange. Malte schrie und stolperte. Theodor warf sich nach vorne. Er packte Malte und stürzte sich mit ihm in den schwarzen, glänzenden Spalt.